

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Jugendkönigin
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

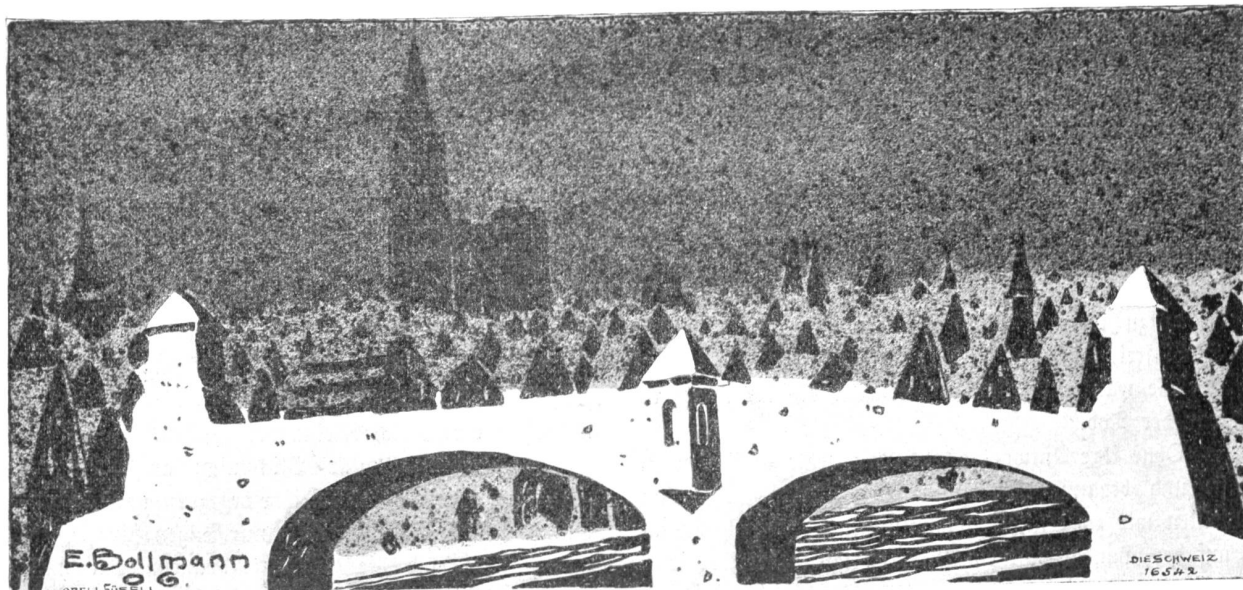
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nachts

Zahllose Lichter flimmern
Tief unten in der Stadt;
Dort wird in hellen Zimmern
Manch einer froh und satt.

Doch gibt's auch dunkle Ecken,
Wo Leid und Not zu Haus,
Wo keine Hände decken
Den Tisch zu reichem Schmaus,

Und wo kein Lichtlein schimmert
Bergwärts in stummer Pracht,
Wo nur das Elend zimmert
Den Schrein zur letzten Nacht.

Nanny von Escher, Albis.

Jugendkönigin.

Novelle von Jakob Böhmer, Zürich.

IV.

Am Abend war im großen Saal des Gasthauses zum Hirschen eine gutgelaunte Gesellschaft versammelt. Wer in Schönau etwas galt oder gelten wollte und wem es auf einen Taler oder zwei nicht ankam, hatte sich eingefunden. Die Gemeinde hatte die ältern Teilnehmer am Festspiel, diejenigen, die von Schul- und Kirchengewang befreit waren, als Gäste geladen, und ihre bunten Gewänder brachten Farbe und Heiterkeit in den nüchternen Raum.

Abeli hatte sich mit Wilhelm zusammengetan und ließ sich von ihm manierlich anschwärmen. Kam ein Alter an ihr vorbei, so versäumte er selten, ihr leicht oder derb, je nach seiner Hände Beschaffenheit, auf die Schulter zu klopfen und ihr ein freundliches Wort über ihr Spiel zu sagen. Wilhelm schien es, er habe ein größeres Recht, mit Abeli schön zu tun, als alle diese Alten, deren Freundlichkeit ihn ärgerte, und er legte sich einen Eroberungsplan zurecht. Da er aber von seinen Nachbarn, deren Spott er fürchtete, nicht belauscht werden wollte, raffte er die gemeinsam mit Abeli in der Bezirksschule gelernten französischen

Brocken zusammen und suchte sie galant zu wenden. Abeli ließ es sich gefallen, antwortete aber geflüchtig in ihrer Muttersprache, da es ihr unschicklich schien, mit ihm Geheimbündelei zu treiben.

Wie sie sich so zweisprachig und mühsam genug unterhielten, schob sich auf einmal ein Kopf zwischen sie; es war die Müllerin.

„Ihr treibt Französisch mit einander? Das ist schön; man sollte sich immer ein wenig darin üben, man weiß nie, was es einem später nützen kann,“ sagte sie honig süß; denn sie vergiftete mit Zucker. „Nun muß ich dir aber leider den Willy wegnehmen,“ wandte sie sich an Abeli; „wir haben da drüben einen eigenen Tisch, man hat ihm extra einen Stuhl freigehalten. Du wirst ja schnell wieder einen Gesellschaftler kriegen, und noch einen schönern und noch einen lustigern als Willy, so ein hübsches Mädchen, die Königin des Festes! Komm, Willy, man bringt die Suppe!“

„Aber ich muß doch bei meinen Kameraden bleiben, Mutter,“ wagte er einzuwenden.

„Keine Widerrede, Bub!“ versetzte sie kurz und ging.

Wilhelm rutschte noch ein paarmal auf seinem Stuhl hin und her. „Ich gehe schnell hinüber, damit es nicht nach Troz aussieht, bin aber gleich wieder da,“ sagte er etwas unsicher, entfernte sich links und nahm drüben seinen Platz ein.

Abeli war, es knackte ihr etwas in der Brust; aber sie ließ es sich nicht merken und fing an, mit den Nachbarn zu plaudern, die dem Auftritt etwas schadenfroh zugehört hatten. Da neigte sich wieder jemand von hinten zu ihrer Schulter herab und fragte: „Ist der Stuhl frei, Königin?“

Sie wandte sich um und erschrak bis ins Herz; es war der Tod.

Ohne ihre Antwort abzuwarten, setzte er sich neben sie und begann gleich munter zu schwätzen. „Warum sollten wir zwei nicht zusammensitzen? Ich sah einmal auf der Wanderschaft ein Bild, da tanzte der Tod auch mit einer Königin; jener meinte es schlimm, ich aber bin ein guter Gesell und verstehe nichts, als heißes Eisen zu schmieden. Du fürchtest mich doch nicht?“

Es war ihr bang, und sie wünschte sich Mathilde herbei. Ein heißer Zorn gegen Wilhelm stieg ihr in den Kopf; was hatte er den Platz neben ihr so feig geräumt! Aber sie wollte ihr Unbehagen nicht merken lassen und begann zu erzählen, sie habe zu Hause an der Wand auch einen Tod, den sie ganz wohl leiden möge. Sie habe überhaupt keine Angst vor dem Tod, lachte sie etwas befangen.

Nachdem das Eis gebrochen war, entspann sich zwischen den beiden eine muntere Unterhaltung, zu der Rupprecht freilich das Beste beitrug; denn er war zwei Jahre lang gewandert, hatte vieles gesehen und wußte es anschaulich, mitunter sogar lustig zu erzählen. Abeli sah ihn selten an, fühlte aber, daß seine Blicke häufiger an ihr als an seinem Teller hingen. Verwirrender noch war seine Stimme, die weich und tief und schmeichlerisch klang und das Ohr wie Samt berührte. Auch von der Maschine fing er zu reden an; seine Worte wurden dabei rollend und kamen noch tiefer herauf als zuvor.

„Ich hätte ihn vom Wagen herunterhauen mögen,“ sagte er. Sie verstand, daß er ihren Vater meinte, und sah ihn vorwurfsvoll an.

„Ja, schau' mich nur an! Sieh, ich könnte jeden, der dir übel will, erschlagen, mit meinem Hammer erschlagen! Und er will dir übel, auch wenn er dein Vater heißt.“

Sie rückte ihren Stuhl von ihm weg; es wurde ihr ganz heiß; denn sie fühlte, daß seine Worte keine Prahlerei seien und er für sie wohl einen Hammerschlag tun würde.

„Es käme ihm nicht darauf an, dir zulieb einen

umzubringen,“ dachte sie und empfand es als Sünde, daß ihr das eher schmeichelte als mißfiel. Sie schaute, vom Gewissen getrieben um sich, ob sie etwa beobachtet würde, ob vielleicht der Pfarrer nach ihr schaue; denn sie fühlte sich der Hölle nahe, die er im Konfirmandenunterricht zuweilen geheißt hatte. Da begegneten ihre Augen zwei andern, die unverwandt nach ihr stachen. Es war Wagners Paula, Rupprechts Nachbarin. Ihre Väter, der Schmied und der Wagner, wohnten sich gegenüber, nur durch die Dorfstraße getrennt, und arbeiteten sich in die Hände, und man munkelte, auch die Jungen verstünden sich, man habe sie manchmal zwischen Tag und Nacht vertraulich beieinander gesehen.

Abeli konnte Paulas Blick nicht aushalten und hoffte, auch Rupprecht werde ihm begegnen und sie dann in Ruhe lassen. Aber er hatte nur Augen für sie. Als man gegessen und die Tische zusammengedrückt hatte, spielte die Musik einen Walzer auf, und ehe sich Abeli recht besinnen konnte, drehte sie sich mit Rupprecht im Saal, von ihm so fest und doch leicht gehalten, daß sie in der Luft zu schweben meinte. Sie fühlte sich ganz willenlos, wie eine Taube, die in den Krallen des Habichts nicht einmal zu zappeln versucht. Aus der Musik der Geigen hörte sie beständig das Wort heraus: „Für dich würde ich wohl einen Hammerschlag tun,“ und es klang so unheimlich und einschmeichelnd zugleich wie Rupprechts Stimme. Auf den Walzer folgte eine Mazurka, ein Schottisch, eine Polka: sie tanzte nur mit dem Tod. Einmal kam Wilhelm heran, als seine Mutter sich mit einigen Frauen zum Kaffee in den Nebensaal zurückgezogen hatte. Abeli sagte ihm schmollend, sie habe einen guten Tänzer und begehre keinen andern. Rupprecht aber maß den Müllerssohn herausfordernd mit seinen dunkeln Augen, bis dieser von heimlicher Furcht ergriffen, vorbeiging.

„Du hast recht,“ raunte Rupprecht Abeli zu, „rechne nicht auf den! So einer sieht freilich, daß du die Hübscheste von allen bist, und macht dir den Hof, aber nur, bis er es heraus hat, daß zwei Taler besser zusammenklingen als ein Taler und ein Rappen. Dann gibt er dir den Abschied.“ Nach einer Weile fuhr er mit plötzlicher Wendung und stockender Stimme weiter: „Ich bin der Stärkste im ganzen Saale, ich könnte jeden mit meinen Armen erdrücken, und ich bin wieder so schwach, daß ich mich von einer, die mich leiden mag, würde erdrücken lassen. Doch du verstehst mich nicht, mein Kind, du weißt nicht, keiner von diesen allen weiß, daß ein Starker anders lieb hat als ein Schwacher. Nicht nur die Arme sind stärker, auch das Herz . . . Doch sie spielen wieder auf, komm, Königin!“

In diesem Augenblick ging Paula langsam an ihnen vorbei und sah sie mit zusammengezogenen Augenbrauen an.

„Du solltest mit ihr tanzen,“ flüsterte Abeli, von Rupprechts Worten ganz verwirrt.

„Mit keiner andern als mit dir,“ stieß er hervor und hob die sich Sträubende auf seinen Armen in das Gewühl der Tänzer. Und er ließ keinen sich ihr nahen, sie sollte die ganze Nacht nur für ihn, für ihn ganz allein da sein. Sie mußte es geschehen lassen und war immer froh, wenn wieder ein Tanz begann und sie sich im Kreis drehen konnte, da sah sie doch Paula nicht, konnte überhaupt nicht denken und war die beängstigende Frage los: „Was wird aus all dem noch werden?“ Wäre nur Mathilde dagewesen; aber die Arme ging nie zum Tanze. Wie kann ein gebrochenes Glas sich unter ganze mischen?

Als Mitternacht schon vorüber war, trat in einer Tanzpause der alte Hirschenwirt mitten in den Saal, setzte sich auf einen Stuhl und zog die Stiefel aus. So pflegte er zu tun, wenn ihn eine besonders heitere Laune ankam und er seine alten Knochen zum Tanz tragen wollte. Der neue, glatte Boden des Saales war ihm verdächtig; darum entledigte er sich der Stiefel. Alle wurden vergnügt, als sie die Vorbereitungen des Alten sahen; man kannte den Spaß und sah ihn immer gerne.

Er war fünfundsiebzig Jahre alt, der Hirschenwirt; aber er hielt sich aufrecht wie ein Eichstamm, und sein mächtiges Haupt mit dem weißen Haar und Bart schien für die Ewigkeit geschaffen. Wegen seines geraden Wesens war er wohl angesehen in Schönau; nur die andern Wirte des Fleckens und einige Tagediebe, denen er etwa einen Schoppen verweigert hatte, wexzten ihre bösen Zungen an ihm.

„Ich möchte einen Tanz für mich allein,“ rief er in den Saal, indem er die Stiefel sorglich in eine Ecke stellte, „ich kann nicht länger zuschauen! Als ich mir heute das Festspiel ansah, wurde mir angst, es sehe beim Tanz Händel ab, alle würden nur mit der Jugendkönigin tanzen wollen und sich um ihretwillen die Köpfe blauschlagen. Und was geschieht nun? Man überläßt sie die ganze Zeit dem Tod, dem Nichtsnuß, als ob für ihn eine Aeltere und Häßlichere nicht gut genug wäre! Komm, Abeli, tanz einen Walzer mit mir altem Kerl, ich rechne es mir zur Ehre an!“

Sie wußte nicht, wie ihr geschah; ihr jubelte das Herz, als er auf sie zukam, er erschien ihr wie ein Erlöser, der etwas Schweres von ihr abhielt.

Er führte sie feierlich, wie die Alten zu tanzen pflegen, und geschmeidig wie ein Jüngling in die Mitte des Saales, die Musik setzte gedämpft mit einem Ländler ein, und gemessen und ruhig begann der Tanz. Tempo und Bewegung waren Abeli erst fremd; aber sie schmiegte sich dem Alten an und hatte sich schon nach wenigen Taktten in das Ungewohnte gefunden.

Es fiel niemand ein, mitzutun; alle ergötzten sich an dem so verschieden zusammengesetzten Paar, das fast unhörbar und ernst wie bei einer religiösen Handlung den Raum durchmaß.

„Das ist erfreulicher als der Holbein, den wir den ganzen Abend sahen,“ flüsterte der Landschreiber, der sich auf seine Bildung etwas zugute tat, seinem Nachbarn, dem Doktor, zu.

„Es ist ja, wenn man genau zusieht, wieder ein Totentanz,“ gab dieser zurück.

„Wieso, Verehrter? Da ist doch alles Leben und selbst das Alter jung!“

„Wer weiß, ob die beiden an der Kirchweih noch tanzen? Wer weiß? Der Tod kehrt gern bei den Aeltesten und den Jüngsten ein und bei solchen, die, wie Sie, dem Weißwein zu oft zusprechen,“ erwiderte der Doktor verschmigt lächelnd und trank dem unangenehm Berührten zu.

Abeli erschrak, als die Musik abbrach. Sollte sie nun wieder in Rupprechts Gewalt kommen, in seine Arme, die all ihre Befinnung, ihren ganzen Willen lahm drückten? In die Gewalt seiner Worte, die zu ihr verführerisch wie die Sünde redeten? Wie beruhigend war der Tanz mit dem Wirt gewesen, wie selbstverständlich der Druck seiner Hand, wie ehrlich sein Gesicht!

Es war ihr lieb, daß der Hirschenwirt unter dem Vorwand, mit ihr anzustoßen, sie in den Nebensaal zog, wo jetzt nur noch ein paar alte Bauern beim Kartenspiel saßen.

„Geh' nun nach Hause, Kind!“ sagte er nach einer Weile. „Du tanzt heute zum ersten Mal mit Erwachsenen; als Anfang mag es genug sein! Und dann glaube mir, es gibt in jedem Tanzsaal einen Wolf und auch ein Lamm, das der Wolf überfallen möchte! Geh', Kind!“

Er hatte den Tanz mit ihr nur deshalb begehrt, um ihr das unauffällig sagen zu können. Abeli verstand, was er meinte; sie fühlte, wie wahr er sprach, wie gut er sie durchschaute, und die Tränen schossen ihr, ohne daß sie es wußte, aus den Augen.

„Ich will ein Stück mit dir gehen; laß mich nur erst die Stiefel wieder anziehen!“

„Nein, nein, ich finde den Weg allein,“ erwiderte sie und huschte durch die Türe in den großen Saal und von da an den Tanzenden vorüber dem Ausgang zu.

Wie sie den Hof überschritt und in die Dorfstraße einbiegen wollte, trat eine Gestalt aus dem Schatten der Scheune auf sie zu; es war des Wagners Tochter. Paula zog Abeli in das Dunkel zurück und fuhr sie an:

„So, hast du endlich genug getanzt? Du fängst wenigstens bei Zeiten an, du Bubenfang! Zu Ostern hat man dich konfirmiert, und jetzt! Du hältst es mit dem Schmied? Du weißt, daß er mir gehört, und willst

mir ihn abjagen! Wart', kleiner Teufel, ich werde mit dir schon fertig werden!"

"Ich kann ja nichts dafür," sagte Abeli beklommen.

"So? Du kannst nichts dafür? Es hat noch keine einen ganzen Abend mit dem Gleichen getollt, wenn sie nicht wollte!"

"Ich kam nicht von ihm los."

"Ja, da hast du recht, so ist er, er läßt uns nicht mehr los! Du bist nicht schlecht, ich will's glauben; aber sieh, er wird dich schlecht machen, er wird dich dahinbringen, wo er will, und dann gut' Nacht! Auch mit mir hat er's so gemacht, und nun muß ich ihn halten, oder ich gehe dran zu Grunde. Bei dir steht's nun! Wag's nicht, Kleine! Sonst hast du's mit mir zu tun, ich würde dich in jeder Stunde verfluchen, verfluchen bei allem Heiligen und Unheiligen!"

"Ich will ihn ja gar nicht, ich fürchte ihn ja!"

"Du fürchtest ihn, dann liebst du ihn!"

"Nein, nein!" schrie Abeli und wollte sich losreißen und davoneilen. In dem Augenblicke fühlte sie sich von hinten gepackt, zwei mächtige Arme umschlangen sie und drückten ihr den Kopf zurück, zwei heiße Lippen preßten sich auf die ihren und drohten sie zu ersticken.

Sie wußte gleich, wer es war, und wollte aufschreien; aber sie vermochte es nicht, ja, ihre Lippen begingen Verrat an ihr und strebten verlangend den andern entgegen. Sie hörte Paula fluchen: „Laß sie doch, Rupp, sie ist ja noch ein Kind, ein unschuldiges Kind! Was hab' ich dir getan, daß du von gestern auf heute mich nicht mehr magst? Du hast mich unglücklich gemacht, willst du auch die verderben?“

Er löste einen Augenblick seinen Mund von Abelis Lippen, ohne jedoch ihren Kopf loszulassen, den er mit einem Arm umschlang und so festhielt, daß sie zu ihm emporsehen mußte.

„Hör' nicht auf sie! Ich liebe nur dich," raunte er Abeli zu; „ich will dich auf meinen Armen tragen, du sollst meine Königin sein, und jeder Schlag, den ich auf den Ambos tue, soll für dich sein und dir sagen: Ich hab' dich lieb!“

Da fing Paula, zum äußersten gebracht, laut zu rufen an: „Laß sie los, du Lump!“ und sie übergieß ihn mit all ihrer Lauge. Im Hirschen wurde man auf das Geschrei aufmerksam, Leute erschienen an den offenen Fenstern, man kam die Treppe herunter, ein Knecht trat mit einer Laterne unter die Stalltüre. Rupprecht aber achtete nicht darauf, er hielt Abeli noch immer von hinten umschlungen, seinen Mund auf den ihren gepreßt, und schien wahnsinnig.

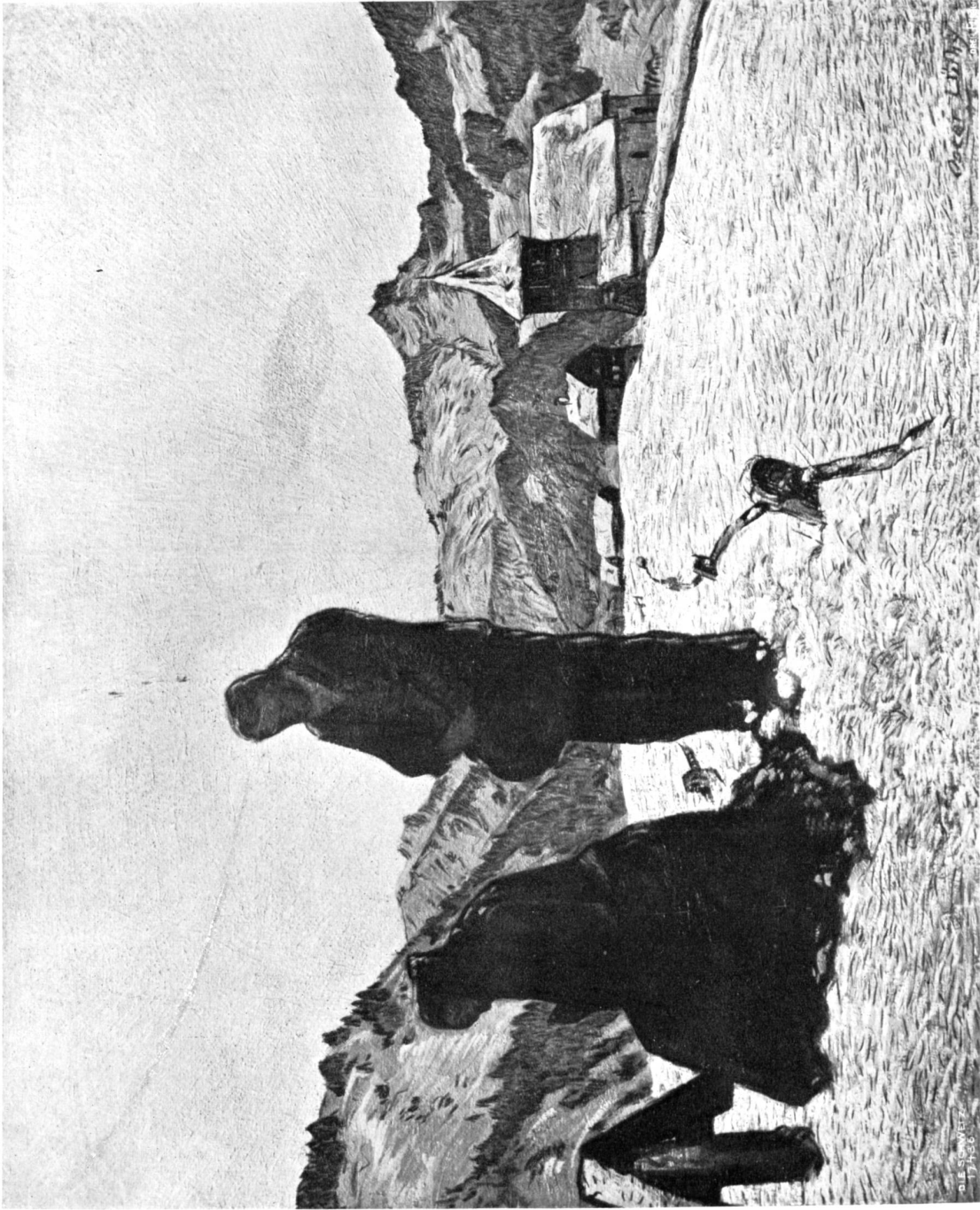
Paula war die Wirkung ihres Geschreis unerwünscht; auch in der Wallung des Zornes wahrte sie instinktiv ihren Vorteil, der verbot, daß Rupprechts Untreue und

ihr Elend Dorfgespräch wurden. Kurz entschlossen griff sie von hinten in die lockigen Haare des Schmieds und hängte ihr ganzes Gewicht daran. Nun ließ er seine Beute, wie aus einem Taumel erwachend, los, Abeli entsprang und rannte die Gassen entlang, heim zu. Ihre Lippen brannten; sie merkte, daß sie bluteten, der Unhold mußte sie gebissen haben.

Sie hielt nicht an, bis sie zu Hause angelangt war. Es wollte ihr fast nicht gelingen, die Türe aufzuschließen. Neue Angst überkam sie; sie meinte jeden Augenblick, wieder von hinten überfallen zu werden. Endlich gab die Türe nach, und leuchtend trat Abeli in die Wohnstube. Aber sie fand sich darin nicht zurecht, obgleich der Mond durch die Scheiben blickte; alles schien ihr fremd, verstellt und zum Ersticken eng. Das kam von der neuen Maschine, die der Vater vorsorglich während des Festes aufgestellt hatte, damit, wenn der Werktag anbräche, alles zum Geldverdienen bereit wäre. Abeli brach auf einem Stuhl zusammen und starrte auf die beiden Martergeräte, die hier und dort gespenstig, leicht vom Mondlicht gestreift, an den Wänden standen. Sie erschienen ihr immer unheilvoller, wie zwei besessene, böshafte Wesen, zwei Teufel, die ihre Spinnenfinger nach ihr ausstreckten, um sie für immer festzuhalten und zu zerkrümmen. In ihrer Aufregung gab sie der Furcht immer mehr Macht über sich, kaum wagte sie sich auf ihrem Stuhl zu rühren. Die beiden Ungeheuer aber begannen zu wachsen, krochen näher heran, ihre Finger wurden immer länger, ihre Leiber immer gespenstiger und gedehnter. Da sprang Abeli auf und zurück ins Freie; es lief ihr kalt den Rücken hinauf, ihre Haare sträubten sich, sie fühlte ein jedes wie eine eisige Nadelspitze.

Draußen wurde sie von neuen Mängsten erfaßt. Sie ahnte, daß Rupprecht ihr nachfolgen würde. Um keinen Preis durfte sie ihm wieder in die Hände fallen; die Worte des Hirschenwirts, die Drohungen Paulas klangen ihr laut in den Ohren nach. Sie wollte wieder ins Haus treten, bei Mathilde Trost und Hilfe suchen; aber sie brachte es nicht über sich, es schauderte ihr vor dem düstern Mauerwerk und vor dem Leben, das drin auf sie wartete. Nein, lieber sterben als an der Maschine krumm und elend werden!

Tritte knirschten von der Mühle her den Rain empor. Das mußte Rupprecht sein. Mit der Maschine beschäftigt, wollte Abeli ihm entgegenlaufen und ihm zuschreien: „Rette mich, Rupp, aus meiner Not, rette mich!“ Und schon setzte sie zum Laufe an; aber da erschrak sie vor sich selber und verkroch sich schnell im Bienenhäuschen. Rupprecht stieg herauf, sie konnte ihn genau sehen. Er stand vor dem Hause still und sah zum Kammerfenster hinauf, lauschte lang und rief dann mit



Oscar Reuther, Tugern.

Angelus.

unterdrückter Stimme ihren Namen: „Abeli, Abeli!“ Es dröhnte ihr in der Brust wie ein Schmiedhammer, und stärker noch als zuvor drängte ihr Herz dem Burschen entgegen. Sie mußte sich mit den Händen an Türpfosten festklammern, um dem Drang zu widerstehen.

Nun schlich Rupprecht langsam um das Haus, ein-, zweimal und setzte sich endlich auf einen Karren, der vor der Scheune stand.

Wie sie ihn so schleichen sah, fiel ihr ein Bibelwort ein: „Er geht um wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge,“ und eine Stimme sagte in ihr: „Er ist ein ebenso schlimmer Feind wie die Maschine, beide wollen mich zu Grunde richten.“ Sie mußte sich vor dem retten, was sie liebte, wie vor dem, was sie verabscheute.

Sie wagte kaum den Atem zu ziehen aus Angst, sich dem Raubtier zu entdecken. Wenn Rupprecht doch endlich ginge! Aber er blieb. Beharrlich saß er auf dem Karren, starrte zu den Fenstern hinauf und rührte sich nicht. Wenn er lange so verharrte, mußte sie sich verraten, schreien oder schluchzen oder an der Türe rütteln, ob sie wollte oder nicht. Es war ihr wie einem Berirren, der, an eine Wurzel angeklammert, über einem Abgrund hängt und voraussieht, daß ihn einmal die Kraft verlassen und er zerschellen wird.

„Könnte ich doch in den Boden, in ein Mausloch kriechen,“ dachte sie, „oder hätte ich den Schimmel noch und könnte fliehen, fliehen, immerzu, unter Leute, die mich nicht kennen, in ein Land, wo es keine Maschinen und nicht so wilde, heiße Menschen gibt!“

Sie fühlte, wie töricht ihre Gedanken waren. Wenn sie bei den eigenen Leuten nichts vermochte, wie ohnmächtig würde sie erst bei Fremden sein? Sie wendete den Blick von dem Elend weg auf den vergangenen Tag, nur um nicht vor Beklemmung zu vergehen.

Sie ritt noch einmal durch's Dorf auf dem gutmütigen Schimmel, selig, wie im schönsten Traum, von allen freundlich betrachtet, von den Kleinen angestaunt und begehrt. Sie hatte ihren glücklichsten Tag hinter sich, das fühlte sie wohl: was konnte nachfolgen? Nichts als Elend und Häßlichkeit! Was war nicht schon alles hereingebrochen in der kurzen Zeit! Wie böß hatte man ihr heute mitgespielt, erst der Vater mit seinem Fuhrwerk, dann die Müllerin mit ihrer süßen Rede und schließlich Paula und Rupprecht, das Tier. Ein Zorn gegen Wilhelm wallte wieder in ihr auf. Wäre er zu ihr gestanden, der Abend hätte nicht so elend geendet. „Zu mir gestanden! Konnte er es? Er ist ja noch ein Bub, so groß er ist. Und du, was bist denn du? Bist du kein Kind mehr wie gestern und heute morgen?“

Sie schüttelte den Kopf. Nein, sie war über die Kind-

heit hinaus. Was für einen Weg hatte sie gemacht an diesem Tag? Ging das wirklich in einen Tag hinein? Ist ein Tag so lang?

Sie sann über sich und Wilhelm nach und begriff nichts mehr davon. All das war ja so dumm und nichtig gewesen, Spielerei von Kindern, die nicht wissen, wie sie über die Langeweile Meister werden sollen. Nun lag die Kinderei weit hinter ihr; den ganzen Tag war sie davon weggegangen und weggeritten und hatte etwas Neues, Unbegreifliches, Erschreckendes angetroffen. Wie sollte sie's nennen? Das konnte doch unmöglich die Liebe sein, so konnte die Liebe doch nicht tun, das war ja schwerer als die größte Schuld, das war ja wie ein Fluch! Wär's doch ein Traum! Sie versuchte zu beten, daß der Himmel die schwere Last wieder von ihr wegnehme; die Tränen rannen ihr über die Wangen und auf die verwundete Lippe, die wieder zu brennen begann.

Ihre Lage in dem engen niedern Bienenhaus wurde immer unerträglicher, und immer noch saß Rupprecht kaum zwanzig Schritte von ihr entfernt und schien angewurzelt. Die Bangigkeit schnürte ihr den Hals zu, und fortwährend empfand sie ein kaum zu bemeisterndes Bedürfnis laut aufzuschluchzen und zu schreien. Konnte sie es nicht unterdrücken, so fiel sie in die Krallen des Raubtiers. Einmal faßte sie den verzweifeltsten Voratz, ihr Versteck zu verlassen, sich irgendwie zu beharren, Rupprecht entgegenzutreten — „Und ihm an die Brust zu fallen,“ raunte es in ihr. Wie schauerlich süß war es in seinen Armen unten beim Hirschen gewesen! Nein, nicht mehr in seine Arme, nicht mehr an seine Rippen! Die waren unrein und machten unrein; sie hätte es gefühlt, auch wenn Paula es ihr nicht gesagt hätte. „Fort aus seiner Nähe!“ schrie es in ihr, und sie beschloß, machte das Türchen zu öffnen und zu entfliehen, in der Hoffnung, sie werde das Laufen länger aushalten als er. Sie stieß leicht gegen die Türe, die vernehmlich knarrte, Rupp sprang auf. Abeli glaubte sich verraten und fuhr erschreckt zurück. Der Bursche horchte eine Weile in die Nacht hinaus und ging dann langsam der Scheune entlang. Da er sich nicht recht trauen mochte, bewaffnete er sich mit einem Beil, das an die Mauer gelehnt war. Abeli erwartete nichts anderes, als er werde auf sie zukommen, und wollte schon laut aufschreien, da bog er um die Hausecke und verschwand. Sie wartete noch ein paar Augenblicke, stieß dann die Türe auf und lief, so schnell die Füße sie trugen, durch den Baumgarten davon.

Wie sie am Grünhag anlangte, hörte sie vom Haus her ihren Namen rufen. Sie konnte Rupp nicht sehen; aber sie hörte seine eilenden Schritte. Er hatte sie also entdeckt; das weiße Kleid mußte sie verraten haben. Eine namenlose Angst erfaßte sie; sie zitterte an allen Gliedern. „Lauf, lauf,“ schrie sie sich zu; „nun gilt's!“

Zum Glück kannte sie den Hag ganz genau; ein paar Sprünge, und sie hatte die Stelle erreicht, wo sie durchschlüpfen konnte. Ihr Festkleid wurde dabei zerrissen, und die Krone blieb in den Stacheln hängen; sie achtete nicht darauf. Vor ihr lag nun das Feld und drüben der Buchenwald; wenn sie den erreichte, war sie geboren, sie kannte dort so manches Versteck. „Er wird das Loch im Hag nicht finden, er wird zum Gatter hinablaufen, und ich gewinne Zeit,“ dachte sie und eilte, so rasch sie es vermochte, quer selbein. Wieder hörte sie ihren Namen rufen; Rupp mußte nun am Hag angelangt sein und sie im Feld entdeckt haben. Gleich darauf knackte es hinter ihr wie von brechenden Nestern; das sagte ihr, daß der Verfolger den Umweg zum Gatter nicht machte, sondern mit seinen Riesenarmen den dichten Hag durchbrach. Nun war das Unheil ihr auf den Fersen. Sie meinte umzusinken; aber die Angst jagte sie weiter und verdoppelte ihre Kraft: sie stellte sich vor, wie seine Hände sie von hinten fassen, seine Arme sie umschlingen und seine Lippen die ihrigen suchen würden, und ihr schauderte. „Ich will mir eher das Herz einrennen, als mich fangen lassen,“ dachte sie und starrte nach dem Wald hinüber, der immer in gleicher Entfernung zu stehen schien.

Auf einmal verdüsterte sich das Gehölz, ein schwarzer Schatten schlich daraus hervor und legte sich gespenstig übers Feld. Abeli sah empor. Eben verbarg sich der Mond in einer schweren Wolke, die vom Rhein heraufzog, und ein Blitz zuckte über den Wald, das erste Gewitter des Jahres stieg auf.

„Alles hat sich gegen mich verschworen,“ dachte sie; denn ihr graute vor Blitz und Donner. Wie sie aber das Land um sich dunkel werden sah, schien ihr das Wetter wie vom Himmel gesandt, und die Zuversicht kam ihr wieder.

Der erste Donner rollte hinter dem Wald, und der Wind erhob sich. „Abeli!“ rief es hinter ihr drein. Sie schätzte nach dem Ruf die Entfernung, die Rupp von ihr trennte; ihr Vorsprung war schon kleiner geworden, sie durfte nicht erlahmen. Vom scholligen Ackerland kam sie in die Wiesen, nun ging es leichter. Sie sah etwas Dunkles vor sich; das mußte der Weidenbusch am Wiesbach sein. Wenn sie sich dort versteckte? Nein, da würde er sie finden und packen — vorwärts, vorwärts! Schon war sie über den Bach gesprungen; das war ihr früher nie geraten, das hatten nur die Buben fertig gebracht. Wie stark man ist, wenn man muß! Aber lange konnte sie es nicht mehr aushalten; das Herz schlug ihr zum Zerpringen, sie meinte, es sei ihr in die Schläfen gestiegen.

So ging die Jagd weiter; immer näher kam er ihr, sie war ihm keine hundert Schritte voraus und vernahm deutlich sein Keuchen. Schon wollte sie sich be-

siegt hinwerfen und alles über sich ergehen lassen, als sich endlich, endlich der Wald vor ihr aufthat. Sie raffte ihre letzte Willenskraft zusammen, stürzte in die Ausmündung des Waldwegs hinein und warf sich dann seitwärts in das dichte Unterholz. Sie dachte: „Jetzt wird das Raubtier mich anfallen; aber ich habe getan, was ich konnte!“ Sie legte ihr Gesicht an den kühlen Boden und horchte, wie ihr Herz tobte und den ganzen Leib erschütterte. Schritte eilten in der Dunkelheit an ihr vorüber und tiefer in den Wald hinein, und ein wilder Ruf hallte und wiederhallte durch die Stämme: „Abeli! Abeli!“ Sie hielt die Luft in der erregten Brust, so gut es ging, zurück, bis sie nichts mehr hörte. Dann atmete sie schwer auf. Sie fühlte sich gerettet; eine namenlose Freude erfüllte sie, und Tränen der Erleichterung quollen ihr aus den Augen. So lag und weinte sie lange und horchte in den Wald, und dabei zog ein Kindererlebnis wie ein blasser, ferner Traum an ihr vorüber. Die Buben hatten einst im Baumgarten ein Eichhörnchen aufgespürt und gehezt. Das Tierchen war von Baum zu Baum gesprungen, immer in der Richtung nach dem Wald hin. Endlich kam es zum letzten; es sprang auf den obersten Gipfel und sah zum Wald hinüber, von dem es durch das weite Feld getrennt war. Es wußte sich verloren und suchte in einem Astwinkel Schutz vor den Steinen der Buben. Aber diese trafen immer sicherer und trieben das Tierchen allmählich zur Verzweiflung; es schoß getroffen auf, kletterte auf einen Ast hinaus, setzte auf den Boden und hüpfte, so eilig es konnte, dem Walde zu. Kaum hatte es jedoch den zweiten Acker erreicht, als ein Streich seinem Lauf ein Ende machte.

„Ich bin glücklicher als das Eichhörnchen,“ sagte sich Abeli; „ich habe den Waldbrand erreicht und kann nun lachen!“ Und sie lachte grauig und erschrak über sich.

Der Sturm, der dem Gewitter voranzog, toste nun durch die Baumkronen, zauste sie wild und warf dürre Nester herab; das war ihr recht, so konnte sie weiter fliehen, ohne gehört zu werden. Schon wollte sie sich aufrichten, da erblickte sie auf dem Waldweg in einem Blitz, der das Gehölz durchleuchtete, die Gestalt ihres Verfolgers, wenige Schritte von ihr entfernt. Er schritt langsam zum Waldbrand zurück; sie meinte ihm den Zorn anzusehen und schmiegte sich fester an die Erde an. Erst als ein neuer Blitz ihr zeigte, daß die Gefahr vorbeigegangen, kroch sie etwas aus ihrem Versteck hervor und blickte nach dem Ende des Weges, das sich wie ein Tor gegen das Feld öffnete. Dort stand er nun unbeweglich und gespenstig. Sie sah ihn deutlich bei jedem Blitz; sein Gesicht war bald nach dem Wald, bald nach dem Feld gerichtet, er schien entschlossen, ihr dort aufzulauern, wie ein Jäger seinem Wild.

„Du sollst mich nicht haben,“ sagte sie sich, „ich will einem andern zulaufen. Das muß nun sein! Du und die Maschine sollen mich nicht wiedersehen! Und der Vater auch nicht. Wenn ich nur Mathilde mitnehmen könnte! Nicht einmal Lebewohl habe ich ihr sagen können. Wie sie weinen wird! Aber ich kann es nicht ändern, sie hätte mir ja doch nicht zu helfen vermocht. Warum ist sie nicht auch gegangen, bevor sie krumm war. Warum konnte mir der Gedanke kommen und ihr nicht?“

Wie sie so an die Schwester dachte, fing sie zu schluchzen an; das Entsetzen, dem sie entgegenging, stellte sich deutlich vor ihre Seele hin und zermarterte sie. Sie vergrub die Hände in der Erde, wie um sich am Leben festzuhalten, sie wälzte sich in ihrem Weh, sie hätte wie ein wildes Tier geschrien, hätte Rupp nicht in der Nähe gelauert. Es war ihr Todeskampf. Lang kämpfte sie ihn. Sie sah Mathilde vor ihrem Geist, noch zerkrümmter und elender als sonst, und sie schwor sich: „Vor der Zukunft rett' ich mich!“

Vom Waldbrand her tönte nochmals ihr Name durch die Nacht, dreimal nacheinander, wie ein letzter Versuch, sie zu finden. Sie hielt in ihrem Weinen inne, richtete sich halb auf und wurde ruhiger: „Ja, rufe nur, ich bin nun vor dir sicher! Warum bist du so böse! Wärest du gut, so hättest du mich erlöst von der Maschine! Aber darum war's dir nicht zu tun, drum geh' ich!“

Der Gewitterregen brach über dem Wald los und prasselte und krachte herab. Abeli schien darauf gewartet zu haben und sprang auf. Sie richtete das Gesicht nochmals dem Dorf zu und rief: „Leb' wohl, Mathilde!“ und dann etwas leiser: „Leb' wohl, Rupp, du Böser, Wüster, liebst mich und hast mich doch in den Tod gehehrt!“

Sie blieb noch einen Augenblick stehen und lauschte, ob er sie wohl gehört habe. Wirklich meinte sie Schritte zu vernehmen und huschte nun wie ein Reh davon, tiefer, immer tiefer in den Wald hinein, ohne auf die Asten und Zweige zu achten, die ihr ins Gesicht schlugen.

* * *

Am folgenden Tag geriet das Dorf in große Aufregung. Man suchte lange nach Abeli, umsonst, man fand nichts als ihre Krone und ein paar Fäden ihres Gewandes im Grünhag, sie mußte ein gutes Versteck gefunden haben.

Nach einiger Zeit verbreitete sich das Gerücht, man habe den Förster mit einer Schaufel aus dem Wald kommen sehen. Das war genug, um die Legende entstehen zu lassen, der Heini-Joggel habe Abeli draußen im Waldteich gefunden und irgendwo an einem verschwie-

genen Plage „verlocht“ — wie man sich ausdrückte. Es glaubte jedoch keiner ernstlich an die Geschichte, und so stellte auch niemand den Förster zur Rede. Er selber hat nie wieder von seiner Tochter gesprochen, die ihm nicht hatte helfen wollen, von der Lore ins Dorf hinab-zusteigen. Noch etwas finsterner als sonst, durch den Schlag noch härter geworden, verfolgte er seinen Plan.

Was Abeli gewollt, hat sie erreicht: sie hat sich von der Häßlichkeit der Welt erlöst und ihre Schönheit und Jugend bis zum heutigen Tag bewahrt. Was ein Künstler mit seinen Gesichten tut, das hat sie an sich vollbracht. Es sind nun mehr als dreißig Jahre seit jenem Jugendfest dahingegangen; die kleinen Kinderhände, die sich Abeli entgegenstreckten, sind berbe Bauernfäuste geworden, und die damals so glänzenden Kinderaugen sitzen jetzt in scharfkantigen, bärtigen Gesichtern. Aber diese Augen haben das liebliche Bild der Jugendkönigin festgehalten, und manchmal, wenn die Bauern beim Wein sitzen, an der Kirchweih, am Erntesonntag, am Berchtoldstage, und von der Vergangenheit plaudern, da sagt wohl einer zu den andern: „Wißt ihr noch, an der Schulhausweihe, war das eine Pracht! So etwas bringen die Jungen nicht mehr zustande. Und die Jugendkönigin, Heini-Joggels Abeli, ich seh' sie mein Lebtag über die Brücke reiten! So etwas gibt's nimmer!“

Und alle sehen sie mit ihm wie eine Fee und Königin durch die Dorfstraße schweben, in weißem Gewand, eine Krone auf dem dunkeln Haar und den goldumwundenen Stab in der Hand. Daß sie verschwand, erscheint ihnen jetzt ganz natürlich und beschäftigt sie nicht mehr; etwas so Märchenhaftes war ja nicht für Schönau geschaffen und mußte vergehen wie eine Rose oder ein süßer Traum, wie alles Liebliche auf Erden.

Vor einem spricht man den Namen der Jugendkönigin nie aus; denn man weiß, er sinnt oft genug an sie. Es ist der Schmied, der Tod, wie man ihn seit dem Jugendfest nennt. Er hat die Wagnerstochter geheiratet, hat eine Schar Kinder, die alle seine dunkeln Augen geerbt haben, tut auch redlich seine Arbeit und ist darum geachtet. Aber zuweilen, besonders wenn die Bäume im Blust stehen und der erste Donner durch die Frühlingsnacht rollt, wird es offenbar, daß es in seinem Kopf nicht ganz geheuer ist. Da duldet es ihn nicht mehr in der Kammer, er steigt in die Schmiede hinab, glüht ein Eisen in der Esse und schlägt dann so grimmig drauf los, daß das ganze Dorf erwacht und mit dem Amboß erzittert. Da sagt etwa ein Nachbar am Morgen zum andern: „Der Schmied hat wieder einmal seiner Königin gepocht; der schmiedet lange am gleichen Stück Eisen!“

